

Abend-



Zeitung.

Acht und zwanzigster Jahrgang.

154.

Dienstag, am 24. December 1844.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Improvisirtes Sonett.

Die sich im Geist und im Gemüth gefunden,
Sie scheiden nicht, ob auch der Weg sie trennt;
Es ist der Geist, der rasch den Geist erkennt,
Und im Gemüth wird das Gemüth empfunden.

Uns hat in träumerischen Jugendstunden,
Wo noch die Flamme der Begeisterung brennt,
Wo man sich Freund mit ganzer Seele nennt,
Die schöne Kunst zu schönem Bund verbunden.

Und ob indeß manch finsternes Geschick
Und mancher Sturm ob unserm Haupt gezogen,
Ob oft das Herz durch Freundeswort betrogen;
Wir grüßen uns noch mit dem alten Blick,
Wir sind dieselben im Gemüth geblieben
Und bleiben Eins in Kunst und Leben — Lieben.

Dito Prechtler.

Spanischer Fanatismus.

Von

Isidorus orientalis.

In Burgos giebt es einen öffentlichen Spaziergang, der, wenn ich nicht irre, „el Isopolon“ heißt. In der neueren Zeit hat dieser Spaziergang, gegen früher, ein ganz anderes Ansehen gewonnen und sich ungemein verschönert; nächst den Blumen, Rasenplätzen, bewundernswerthen Bäumen und der reizenden Natur überhaupt, die diesen Platz schmücken, erheben sich dort, in Stelle von verfallenen Gemäuer, schlechten, kleinen Krambuden und unscheinbaren Wohnungen, in ununterbrochener Reihe Marmorpaläste, zierliche, massive Gebäude, prachtvolle Sommerhäuser und Kioske. So, gewissermaßen eingerahmt zwischen Bogen, Altanen und Säulen, welche an die maurische Bauart erinnern, ähnelt die Promenade in

Burgos im Kleinen jener blüthenreichen, himmlisch-schönen Oase, die unter dem Namen des „Alhambra von Granada“ bekannt ist.

An diesem reizenden Spaziergange liegt auch ein, jetzt der Marquise von B** gehöriger Palast, der die höchste Pracht mit dem reinsten Geschmack vereinigt, wo man Alles findet, was nur die kühnste Phantasie sich zu denken vermag; namentlich erblickt man dort eine wahrhaft seltene Gemäldesammlung, und ein ganz besonderes Cabinet ist der neuesten Geschichte, nämlich dem Andenken des Kaisers Napoleon gewidmet, dessen ganze Lebensgeschichte hier dem Auge des Beschauers in einer Reihe prachtvoller Schildereien vorgeführt wird.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß das, was man sich von dem heimlichen Aufenthalte des Kaisers Napoleon in einem Bürgerhause zu Burgos erzählt, nichts Anderes ist, als eine Fabel, von müßigen Köpfen unter den Stürmen des Kriegs rein erfunden und einzig und allein auf die große Leichtgläubigkeit des spanischen Volkes berechnet. Gleichwohl knüpfte sich an jene Lüge, jene castilianische Sage, eine wirkliche Begebenheit, ein kleines Liebesabenteuer, das nicht ganz ohne Reiz und Interesse sein dürfte, und das ich daher hier, so gut ich es vermag, wiederzugeben versuchen will.

Kurz nach der Belagerung und Einnahme von Burgos fand sich in jener Stadt ein französischer Oberoffizier ein, der aus dem kaiserlichen Hauptquartier abgesendet war, um dem Commandanten der Truppen in Burgos Befehle zu überbringen. Ohne Zweifel mochte wohl dieser außerordentliche Abgesandte eben so wichtige, als solche Aufträge haben, die schlechterdings geheim gehalten werden mußten, denn es gewann das Ansehen, als ob der gedachte fremde Offizier eben so sorgfältig den neugierigen Blicken der Einwohner, als den zudringlichen Fragen seiner Kameraden, sich zu entziehen trachtete. Der Obrist Limousin lebte völlig einsam und verbarg sich mit einer ganz außerordentlichen Gewandtheit; wahrscheinlich lehnte er auch aus keinem andern Grunde, als dem eben angegebenen, eine Wohnung in dem Gouvernementspalaste ab und quartierte sich, um sich ganz von der Welt abzuson-

dern, bei einem reichen, in Spanien sehr wohlbekannten Juwelenhändler, Namens „Antonio Mata“ ein, welcher zu jener Zeit den jetzt der Marquise von B** gehörigen Palast bewohnte.

Dieser alte Kaufmann, dieser einfache Künstler, dieser erbärmliche Juwelenhändler war damals eine Person von hoher Wichtigkeit, bekannt und geachtet in ganz Castilien wegen seines großen Reichthums, seines ungemessenen Credits, seiner ganz außerordentlichen Einsicht und vorzüglich wegen der Begeisterung, mit welcher er die Unabhängigkeit seines Vaterlandes, dem er mit Leib und Seele anhing, herbeizuführen sich bemühte. Man erzählte sich von diesem Manne höchst überraschende Züge von seltener Treue, furchtloser Entschlossenheit, bewunderungswerthem Muth, rücksichtsloser Hingebung; alle Unterdrückte kannten den Namen „Antonia Mata“ und unaufhörlich ward er um Hülfe und Unterstützung angegangen. Allen Armen und Hülfbedürftigen stand Mata's gastfreie Thür jederzeit offen, selbst die Feinde wußten von dessen Kühnheit und großem Einfluß zu erzählen, und wenn sie sich auch nicht gestehen wollten, daß sie diesen gefährlichen Mann fürchteten, so wagten sie es doch auch nicht, ihren Argwohn laut werden zu lassen oder ihren erbittertesten Feind zu verachten.

Es war kein Anderer, als Antonio Mata, jener arge, unverbesserliche Schwärmer, der einige Tage vor dem Einzuge der Franzosen in Burgos, mit Hülfe seiner Freunde und Arbeiter, den Versuch machte, das Grabmal des Cid den entheiligenden Blicken der fremden Eindringlinge zu entziehen. Knieend am Rande des Monuments, gleichsam als wolle er von dem Schatten des unsterblichen Helden Verzeihung für die Unthat erflehen, die er zu begehen im Begriff sei, winkte er seinen wilden Genossen, und der kirchenschänderische Hammer jener Zeloten stürzte das ehrwürdige Monument in Trümmer, welches die Bewunderung dem Ruhme errichtet hatte! Kaum war indeß diese Unthat verübt, kaum der Sieger in die Stadt gedrungen, so blieben die Soldaten des Kaiserreiches, als sie an diesen ruhmvollen Trümmern, an dieser heiligen Asche vorüberzogen, betroffen stehen, legten an den Ueberresten eines Grabmals, das so gewaltig an die einstige

Größe Spaniens erinnerte, ihre Waffen nieder und wetteiferten mit einander, das bescheidene Monument wieder zu errichten, das dem unsterblichen Cid gewidmet war. *)

Antonio Mata, welcher die Ungerechtigkeit und das Mißtrauen seiner Landsleute, womit die Spanier überhaupt alles Fremde zu betrachten gewohnt sind, im hohen Grade theilte, fand in jenem Benehmen weiter nichts, als eine Bestätigung seiner Ansicht, daß die Franzosen in der Fertigkeit, überwundenen Nationen zu schmeicheln und sie dadurch zu verführen, eine große Gewandtheit besäßen; er nahm ihnen die Ehrenbezeugungen, welche sie dem Andenken des castilianischen Helden erwiesen hatten, förmlich übel, und gelobte sich im Stillen, seiner Zeit auch wegen dieser frechen Huldigung, die er für eine Lüge hielt, fürchterliche Rache zu üben.

Bei dem Anblicke der verhassten übermüthigen Eroberer, die sich sogar das Ansehen geben wollten, als bewunderten sie den Cid, den gefeierten spanischen Helden, indem sie doch gleichzeitig dessen Vaterland verheerten, beschloß der Juwelenhändler auf dem Ispolon, sich verborgen zu halten und schweigend und versteckt, gleich dem Jäger auf dem Anstande, abzuwarten, bis der rechte Augenblick, hervorzutreten und zu handeln, sich zeigen werde. Vor allen Dingen hielt er es für angemessen, seine theuersten Güter, Alles, was seinen Reichthum am meisten hätte verrathen können, seine kostbarsten Schätze, den lüsternten Augen der Feinde, von denen er, wohl nicht mit Unrecht, Raub und Plünderung fürchten mochte, zu entziehen; er vergrub deshalb in seinen Kellern, Speichern und Gärten Gold, Silber und Geschmeide, worin sein Reichthum bestand. Endlich begrub er auch, so zu sagen lebendig, in einem Winkel seines Hauses, dem düstersten, welchen es darin gab, in eine Art von Grab, seinen kostbarsten Edelstein, nämlich eine junge,

schöne Tochter von funfzehn Jahren, die er abgöttisch liebte.

In dem Hause des Fanatikers Mata hatte sich, wie ich schon vorhin bemerkte, der Obrist Limoussin militärisch einquartirt; die Einsamkeit und die strenge Sitte, welche in diesem düstern Hause herrschte, schien den Gewohnheiten des französischen Offiziers ungemein zuzusagen. Der Obrist stand spät auf und ging früh zu Bett; am Tage empfing er die Besuche des Gouverneurs und der ersten städtischen Behörden, des Abends arbeitete er in seinem Zimmer, und nur selten richtete er an seinen Wirth, den Juwelier Mata, eine Frage. Eines Tages indeß fing doch der Obrist mit seinem Wirth ein Gespräch an:

„Sind Sie stets allein gewesen, Sennor Mata?“ fragte er. „Waren Sie niemals verheirathet?“

„Meine Gattin ist todt und ich preise sie deshalb glücklich, denn sie hat es nicht empfunden, wie schwer der göttliche Zorn auf dem unglücklichen Spanien lastet; sie hat keinen Feind gesehen!“

„Die Franzosen mißfallen Ihnen also wohl in hohem Grade?“

„Sie mißfallen mir nicht, aber ich hasse, ich verabscheue, ich verfluche sie!“

„Sie haben keine Kinder, Sennor?“

„Ich hatte eine Tochter, aber ich habe sie verloren! dem Himmel sei gedankt dafür.“

„Weshalb?“

„Weil sie ohne Zweifel hier, in meiner Nähe sein würde. . . Und gleichwohl sind Sie hier!“

Das gegenseitige Verhältniß der beiden Männer zu einander, wenn anders der Verkehr zwischen ihnen so benannt werden darf, war anfänglich, wie sehr natürlich, ungemein kalt, steif, abgemessen höflich; bei Tische wurden nur selten wenige gehaltlose Worte gewechselt, während des Tages lediglich Blicke, Grüße ausgetauscht. — Guten Morgen! — Guten Abend! — Gute Nacht! — Es regnet! — Es ist heiß! — Wollen Sie rauchen? — Darin bestanden die ganzen Unterredungen zwischen Antonio Mata und dem Obristen Limoussin.

Eines Morgens, wo der Juwelenhändler, was jetzt zu den Seltenheiten gehörte, da er fast nie

*) Davoust war es bekanntlich, der auf Befehl des Kaisers die Gebeine des Cid sammelte und in einem Grabmale vereinigte. Ein edler Zug des Kaisers, der treu, wie ihn die Geschichte giebt, auf mehreren Gemälden dargestellt worden ist.

sein Haus verließ, einmal ausgegangen war, kehrte er in der größten Eile und ganz außerordentlich aufgeregte zurück. Das Gerücht hatte sich nämlich in der Stadt verbreitet, Antonio Mata's schweigfamer Gast, der Obrist Limousin, sei nichts mehr und nichts weniger als der Kaiser Napoleon in höchst eigner Person! — Ja, man sagte sich noch überdem ganz leise in das Ohr, der gefürchtete Eroberer, der Herrscher über fast ganz Europa, sei im tiefsten Incognito nach Burgos gekommen, um hier seinen Bruder Joseph, den Scheinkönig von Spanien, zu erwarten und sich mit ihm im Geheimen zu verständigen.

Gewiß, das war eine Nachricht, ganz geeignet, einen Spanier, der Frankreich so grimmig wie Mata haßte, und jeden Augenblick von Verrath, Kampf und Rache träumte, aufzuregen und reichen Stoff zu allerhand Betrachtungen und Plänen zu geben. — Was eigentlich in der Seele jenes Mannes vorging, als ihm diese großartige Nachricht mitgetheilt wurde, Gott allein ist das bekannt, wohl aber fing er von diesem Tage an, seine Schätze, die er bis dahin so sorgfältig verborgen hatte, nach und nach auszugraben. Er entfaltete vor den Augen des Obristen Limousin den ganzen Reichthum seiner Werkstätte, alle Wunder seines Gewerbes, allen Glanz seines immensen Vermögens; er war weit aufmerksamer, höflicher und artiger gegen seinen Gast, als vorhin, und erdrückte diesen fast mit den gesuchtesten Schmeicheleien. Wenn er ihn anredete, so geschah dies jederzeit mit der tiefsten Ehrerbietung und all der Demuth, welche die Furcht zu erzeugen pflegt; er erschöpfte sich in Aufmerksamkeiten jeder Art, in Zuverlässigkeit und dem gesuchtesten Luxus; endlich, eines Tages, als zu Abend gegessen werden sollte, bemerkte der Obrist, daß, anstatt sonst der Tisch nur für zwei Personen gedeckt wurde, jetzt ein drittes Couvert aufgelegt war; er fragte nach der Veranlassung zu dieser kleinen Veränderung, die zu dem Schlusse berechtigte, daß man noch einen dritten Tischgenossen erwarte; da erhob sich der alte Antonio Mata, verließ einen Augenblick den Speisesaal, und indem er zu dem Obristen zurückkehrte, stellte er ihm ein allerliebste junges Mädchen mit den Worten vor:

„Erlauben Sie, Herr Obrist, daß mein geliebtes Kind, meine Tochter Maria, die ich Ihnen hier vorzustellen die Ehre habe, mit Ihnen speisen darf.“ . . .

„Das ist Ihre Tochter?“ rief der Obrist überrascht, „ich glaubte, sie sei todt!“

„Allerdings! — der schreckliche Anblick der feindlichen Belagerer hatte sie getödtet, Herr Obrist! Allein mein Vertrauen zu Ihnen hat sie aus dem Grabe wieder auferstehen lassen.“

In der That lag in dem Schritte, welchen Antonio Mata hier that, ein Merkmal von ganz außerordentlich großem Vertrauen, denn von diesem Augenblicke an war es einer hinreißend schönen Spanierin von funfzehn Jahren gestattet, vom frühen Morgen bis zum späten Abend mit einem französischen Obristen, einem Fremden, einem Feinde plaudern, lachen, spielen und Muthwillen aller Art ungestört treiben zu dürfen.

Maria, das unschuldige, unbefangene Kind sollte, ohne es zu wissen oder zu wollen, zum Spion, zur Buhlerin herabgewürdigt werden; allein Maria, die die geheimnißvollen Lehren ihres Vaters nicht begriff, wenn er mit ihr über Politik, Krieg, Befreiung des Vaterlandes und von Racheplänen sprach, bekümmerte sich blutwenig um die Ansichten oder Geschäfte des Obristen, oder seine politischen Meinungen und Anschläge, desto mehr aber um seine Gefühle, Neigungen, Leidenschaften, und so wagte sich denn Mata's liebenswürdige Tochter leichtsinnig, unbesonnen, lachenden Muthes an das Geschäft, einen hochgestellten Offizier der französischen Armee auf gut spanisch zu erziehen. Anstatt auszukundschaften oder abzulauern, was er wisse, denke oder treibe, brachte sie ihm alles das bei, was sie selbst wußte, kannte und liebte, und so wurde aus dem Obristen Limousin, dem verkappten Kaiser, sehr bald ein ungemein gelehriger Schüler, ein eifriger, ergebener Liebhaber, der schnell Guitarre spielen, Castagnetten schlagen, spanische Liebeslieder singen und den Bolero tanzen lernte. — Das war aber noch nicht Alles, und hier trat die ernsthafteste Seite einer allerliebsten spanischen Erziehung hervor. Der Obrist Limousin wurde ohne alles Erbarmen unwiderstehlich gezwungen, zu den Süßen seiner reiz-

den Lehrerin die ausgezeichnetsten, vorzugsweise die verliebtesten Stellen jenes abenteuerlichen Meisterwerks der Dichtkunst und Liebe, welches unter dem Namen „el Romanzero“ bekannt ist, zu übersezen.

Der gelehrige Schüler machte wahrhaft reizende Fortschritte, und dieser ganz eigenthümliche Unterricht, den ich hier einen wechselseitigen zu nennen geneigt wäre, dauerte in seinem wahrhaft poetischen Aufschwunge bis dahin fort, wo der Obrist Limoussin im Stande war, seine Gefühle für die reizende Maria, seine Zärtlichkeit, seine Liebe in der reinsten castilianischen Mundart und mit eben der Begeisterung und Beredtsamkeit, wie die ersten Helden der spanischen Ritterschaft in ihrer herrlichsten Blüthe, aussprechen zu können. In dem für jedes Mädchen ernstern und feierlichen Augenblicke, wo die eben erwähnte Liebeserklärung erfolgte, hielt Maria ein Gebetbuch, ich glaube, das Evangelienbuch, in der Hand. Zitternd zugleich vor Schaam, Verwirrung und Freude, wollte sie so thun, als betrachte sie einen Kupferstich darin, der das Leiden Christi darstellte.

„Maria! Maria!“ rief der Obrist, indem er einen Blick auf den göttlichen Märtyrer warf, „auch ich leide fürchterlich!“

„Wirklich?“ antwortete ganz leise die fromme Beterin. „Aber blicken Sie doch auch hierher,“ sie schlug gleichzeitig schnell ein Blatt um und deutete auf ein Gemälde, das die Auferstehung und wunderbare Himmelfahrt des göttlichen Meisters vergegenwärtigte.

Die Art, wie sich Maria hier benahm, dürfte ohne Zweifel für einen allerliebsten Beleg der spanischen Galanterie gelten, wo die Liebe jederzeit Hand in Hand mit der Gottesfurcht geht. Jedenfalls war es eine wahrhaft himmlische Einfleddung, unter der dem verzweifelnden Liebhaber gesagt wurde: „Hoffe! Liebe erzeugt Thränen, Leiden; Liebe gebietet, im Uebermaße des Schmerzes zu sterben, um in Freude wieder aufzuerstehen; Liebe heißt leiden, um glücklich zu werden!“

Der alte, schlaue Juwelenhändler, Antonio Mata, war er hinter den geheimen Liebeshandel gekommen, der sich in seinem Hause unter dem

Mantel der Gastfreundschaft entspann? — Rechnete er nicht mehr auf seine Tochter? Nicht mehr auf den gewaltigen Einfluß ihrer Schönheit, Jugend, ihres Geistes? Oder schämte er sich der unwürdigen Rolle, welche er seinem unschuldigen, lieben Kinde aufgezwungen hatte? — Ich weiß darüber keine Aufklärung zu geben, nur so viel steht fest, daß er die Befehle widerrief, die er vorhin Marien gegeben hatte; er empfahl ihr, sich fortan nicht mehr neugierig, zuvorkommend, kokett, sondern gleichgültig, zurückhaltend, abgemessen gegen den Gast des Hauses zu benehmen; endlich verbot er ihr sogar, in Gegenwart Limoussin's zu sprechen, und verlangte, sie solle so selten als möglich sich vor ihm sehen lassen. — Was dachte sich Antonio bei diesen Anordnungen? — Was fürchtete er? — Welche Zwecke verfolgte er? — Nur noch wenige Zeilen weiter gelesen, so wird das, was der alte Graukopf im Schilde führte, ganz klar und deutlich werden. Eines Abends, zur Zeit, wo gewöhnlich ein leichtes Besperbrod eingenommen zu werden pflegte, saßen Maria, ihr Vater und der Obrist am Ende des Gartens auf einer Terrasse um einen kleinen runden Tisch. Obrist Limoussin war traurig und vergnügt zu gleicher Zeit, die ganze Woche hindurch hatte er Marien nicht zu sehen bekommen und endlich an diesem Abend erblickte er die Geliebte wieder! . . . Er empfand das hohe Glück dieses seligen Augenblicks in seiner ganzen Größe und begriff in dem Taumel seiner Lust nicht, wie er am gestrigen Abende so niedergeschlagen, so muthlos habe sein mögen. — Maria war schweigsam, unbeweglich, anscheinend gleichgültig und untheilnehmend, ohne Zweifel, um den neuerlichen strengen Befehlen ihres Vaters zu entsprechen; ihr Mund war stumm, allein ihre schönen Augen sprachen laut und entwickelten eine Masse von allerliebsten Gedanken; die Geliebte plauderte, ohne ein Wort zu sprechen, aber ihr Herz, ihre Einbildungskraft sprachen deutlich. Gegen seine sonstige Gewohnheit gab sich an jenem Abende Antonio Mata Mühe, eine gewisse Fröhlichkeit zu entwickeln, die ihm sonst nicht eben eigen war; er wollte sogar seinen Verstand zeigen, seinen Witz glänzen lassen, aber die Anstrengung, welche ihm eben dies kostete, verrieth sich in jeder

Bewegung, jedem Worte, man sah, daß seine Heiterkeit erkünstelt war und in dem Gemüthe des Greises etwas ganz Außerordentliches vorgehe.

Gegen das Ende der Mahlzeit rief der Zuvörderst einen Bedienten und wendete sich mit folgenden Worten an den Offizier: „Herr Obrist! ich habe für Sie ein Glas Vanilleneis bestellt, für Maria und mich aber Kaffeeis; Sie lieben ja wohl das Vanilleneis ganz vorzüglich, nicht wahr?“

Der Obrist gestand lächelnd, daß der Alte seinen Geschmack getroffen habe. Maria dagegen wurde leichenblaf. — In dem nämlichen Augenblicke brachte ein alter Diener Mata's auf einem prachtvollen Präsentirteller das Gefrorene, und die drei Gläser Eis wurden vertheilt.

Der Obrist nahm einen kleinen goldenen Löffel, um damit die weiße hohe Spitzsäule auf seinem Glase abzunehmen . . . allein in diesem Momente betrachtete das junge Mädchen lebhaft und bedeutungsvoll ihren Freund, vielleicht ihren Geliebten, und fing an, mit ihm zu sprechen. Sogleich ließ der Offizier den Löffel wieder fallen, ohne das Eis berührt zu haben; der alte Antonio aber schlug ungeduldig und mit schlecht verhehltem Zorne auf den Tisch. — „Herr Obrist!“ rief Maria jetzt überlaut und zwang sich zu lächeln, „ich wette darauf, Sie kennen noch nicht einmal die Merkwürdigkeiten unserer Stadt. Haben Sie unsere Klöster, unsere Kirchen besucht? Haben Sie unsere herrliche Kathedrale bewundert? Haben Sie die Schildereien von Zurbarano gesehen? Sind Sie auf die Ruinen unserer alten Citadelle gestiegen? Haben Sie den großen Saal der Könige von Castilien und Arragonien betreten? Das Grabmal des unsterblichen Sid begrüßt? Hatten Sie den Muth, in die Gefängnisse der Inquisition zu dringen und jene schrecklichen Marterwerkzeuge, die man dort aufbewahrt, zu berühren? Nicht? — Nun, dann möchte ich doch gern erfahren, was Sie eigentlich mit Ihrer Zeit beginnen, womit Sie Ihren Geist beschäftigen, wo Sie Ihre Augen haben?“

„Obrist!“ murmelte Antonio Mata und unterbrach durch diese Anrede das von seiner Tochter so angelegentlich begonnene Gespräch. „Ge-

nießen Sie doch Ihr Glas Eis, das Sie über diese Schwägerin ganz zu vergessen scheinen, bevor es zerfließt.“ . . .

Zum zweiten Male war Limousin im Begriff, das Vanilleneis zu kosten, allein Maria schlug ihn leicht auf die Hand und der kleine goldene Löffel, den der Obrist bereits ergriffen hatte, fiel abermals auf die Untertasse wieder nieder. —

(Schluß folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Leipzig im November.

(Fortsetzung.)

Auch über den zweiten Liebling des Publicums müssen wir den Stab brechen. Auch Fräulein Baumeister (Louise) wurde gerufen, auch Fräulein Baumeister verdiente es nicht. Da wird sich gewiß gar Mancher über uns ärgern, denn K. Baumeister hat eifrige Verehrer, sehr eifrige Partisane. Diese will Unterzeichneter ergebenst bitten, ihn nicht der Parteilichkeit, sondern lieber des Unverständes zu bezüchtigen. Der erstere Vorwurf wäre zu leicht zu widerlegen, da Unterzeichneter keine Dame vom hiesigen Theater außer der Bühne kennt. Der andere ließe sich eher hören. Unterzeichneter steht mit seinem Urtheile in der Wissenschaft und im Leben gar oft allein da und mag doch seinen Widerspruch gegen herrschende Meinungen nicht aufgeben, und wird es nicht, so lange ihm noch Katheder und Presse für seine Ansicht offen stehen, so lange er noch bewirkt, daß einzelne verständige Männer sie allgemach billigen. Fräulein Baumeister also, behauptet er, genügte ihrer Rolle gar nicht, gab fast keinen einzigen Moment richtig. Sie machte ein ganz anderes Mädchen als die Louise, welche Schiller gezeichnet hat. Der Geist ihrer Partie war ihr völlig fremd, mußte ihr fremd bleiben. Fr. Baumeister ist eine gewandte, muntere Schauspielerin im Conversationsstück, sehr wahr als vorlaute Pugmachermamsell (in „Zart und Grob“), als muthwilliger, beweglicher Page (in „Heinrich's IV. Gemahlin“), zu grob kokett in der Bekehrung (oder vielmehr Aufregung) des „Weiberfeindes“ noch nicht natürlich genug

als naive Sechzehnjährige (in der „Frau im Hause“ *), in allen aber brav. Die Feinheit der Koketterie, die Lebendigkeit der naiven Jugend wird Frä. Baumeister sicher noch in hohem Grade sich aneignen. So wird sie im leichten Unterhaltungsspiele lange eine gern gesehene Darstellerin sein. Aber Einem ist nicht Alles gegeben, und sobald Frä. Baumeister diese Grenze überschreitet, sinkt sie sehr tief. Die „Louise“ in *Rabale und Liebe*, bei der sie sich unverkennbar die größte Mühe gab, sei ihr eine Warnung. Der Künstler kann nur zeigen, was in seiner Seele liegt. Es ist keineswegs der Mangel an körperlichen Mitteln wie bei Frn. Richter, sondern es ist ihre geistige Beschaffenheit, welche verwehrt, daß *Melpomene* ihren Kranz ihr reiche. Zu tragischen Aufgaben gehört eine tragische Stimmung der Seele, die sich nicht willkürlich auf Augenblicke erzeugen läßt, sondern mit des Menschen Charaktereigenthümlichkeit zusammenhängt. Die äußere Erscheinung der Frä. Baumeister war passend, aber im Gegensatz zur äußern Erscheinung mangelte die außerordentliche Aufgeregtheit, das leidenschaftliche Feuer, der innere Kampf, die Unruhe, die Beklommenheit, die bis zum äußersten anwächst. Frä. Baumeister gab ein gewöhnliches, ziemlich kalt verständiges, ernstes Mädchen, fast immer ruhig und gesetzt, nie hitzig, nie in leidenschaftlicher Aufwallung, vielmehr vorzugsweise leidend und duldend, daher wo Louise wirklich zusammengebrochen ist, noch am glücklichsten. Wie kann dieses Mädchen Ferdinand dergestalt hinreißen? der Lady so imponiren? Frä. Baumeister that ganz recht, Louise so aufzufassen; denn sie ist schwer-

lich im Stande, einen andern Ausdruck für diese Gestalt zu treffen. Aber in dieses Mädchens Mund kommen keine solchen Worte! Wie todt trat sie im ersten Akt in ihrer Aeltern Stube, wie hingewendet zum Publicum sprach sie ihre angeblichen Empfindungen aus, die man ihr wahrlich nicht anmerkte, mit wie studirter Haltung stand sie der Fürstenmaitresse gegenüber! Wie ganz anders die Louise Schiller's. Hingerissen von der Gewalt der Vorstellungen, die in dem Augenblicke erweckt werden, keiner Rücksicht mehr eingedenk, nur in ihren Gedanken, in ihren Gefühlen schleudert sie, sich überstürzend in leidenschaftlicher Haft, diese großartigen Bilder, diese vernichtenden Worte der Lady zu. Erinnere man sich nur, wie hitzig Schiller damals seine eigenen Stücke vorlas. So, nur bei einzelnen Stellen gelassen und ernsthaft, so soll Luise, das sechzehnjährige Ding *) gegen die Lady sprechen. Die Menge, die nicht scharf beobachtet, war freilich durch die Wucht der Gedanken, die Frä. Baumeister mindestens deutlich und ziemlich fehlerlos aussprach, fortgezogen, wer aber in die Kunstgriffe der Declamation geguckt hat, mußte auf den ersten Blick gewahren, daß hier alles eitel Declamiren sei, und sich gestehen, daß nichts aus der Tiefe des Herzens emporquoll. Gang, Stellung, Armbewegung, alles war gewöhnliche Theatergeste, die ihr geläufig ist; das große Drama aber fordert mehr. Die Gewohnheit und der Spiegel sind zwei gefährliche Feinde des tragischen Künstlers. Vor dem Spiegel fixirt er Attitüden und verliert den Reichthum von Bewegungen, die unendliche Mannichfaltigkeit und Anmuth, welche das Leben selbst hervorbringt, das jeden Augenblick neuschaffende. Es erstarrt vor dem Glase; bloß dazu dient der Spiegel, ihm das Auge zu öffnen über das Unschöne.

(Schluß folgt.)

*) Die „Frau im Hause“, ein neues Stück von einer Berliner Dame, welche noch im ABC steht. Die Frau im Hause predigt gute Lehren über die Männer, auf die Männer, die sie hörten, aber mit so geringem Erfolg, daß das Stück beinahe von ihnen ausgepiffen worden wäre. Hoffentlich wird der Bühnenvorstand uns diese Erbärmlichkeit nicht wieder vorführen.

*) „Achtzehnjährig“ verstanden wir, hörten wir recht, abermals eine unbefugte Aenderung.

Feuilleton.

Die Volksschule in Preußen. In einem der letzten Hefte der „pädagogischen Revue“ (herausgegeben von D. Mager) wird Folgendes mitgetheilt: Nach officiellen Angaben waren im Jahre 1833 in der preussischen Monarchie 3800 Stadtschullehrerstellen mit einem Gehalt von 800,000 Thlr. und 20,500 Landschullehrerstellen mit einem Gehalt von 1,600,000 Thlr. Hiernach hatte also jeder Lehrer an einer Stadtschule

einen Gehalt von beinahe 210 Thlr. 16 Sgr., und jeder Landschullehrer im Durchschnitt beinahe 78 Thlr. 1½ Sgr. Die 24,300 Lehrer hatten also zusammen einen Gehalt von 2,400,000 Thlr., was im Durchschnitt, Stadt- und Landschullehrerstellen gleich gerechnet, beinahe 99 Thlr. macht. „O selig, o selig ein Schulmeister zu sein!“

Als Folgen der ungenügenden Besoldung der Ele-

mentarlehrer gibt der Lehrer W. Dyckerhoff in Emmerich an:

1) Die Mehrzahl der Schulamtsandidaten gehört der unbemittelten, wenig gebildeten Volksklasse an;

2) Die Bildung, der geistige Fortschritt der Lehrer kann nicht gedeihen;

3) Die Lehrer besitzen in der Regel nicht die rechten Frauen;

4) Die Privatstundenjagd (aqua tofana!);

5) Dem Lehrerstande wird nicht diejenige Achtung gezollt, welche ihm seiner hohen Bedeutung nach gebührt und zu seiner erfolgreichen Wirksamkeit unentbehrlich ist.

Die Lehrer der Rheinprovinz werden eine Petition an den Mann richten, welcher gelobt hat: „Ich will das Beste, das Gedeihen, die Ehre aller Stände mit gleicher Liebe umfassen, pflegen und fördern.“

19.

Ueber die englische Presse giebt Kohl höchst interessante Nachrichten im 3. Bande seines neuesten Werkes über England. Wie bedeutende Capitalien ein großes Zeitungsblatt erfordere, möge man aus folgender Zusammenstellung der Herstellungskosten der Times sehen. Die Redaction erfordert wöchentlich 65 Pfd. 2 Schill.; acht regelmäßige besoldete Correspondenten à 5 Pfd. 5 Schill. (nur der Pariser erhält 6 Pfd.) 52 Pfd.; alle Reporters etwa 192 Pfd.; die Ausgabe für den Druck beläuft sich auf 250 Pfd.; für die Verwaltung auf 55 Pfd.; außerdem halten die Londoner Morgenblätter gemeinschaftlich eine tägliche Estafette von Paris à 30 Pfd. wöchentlich, und eine monatliche aus Indien à 1000 Pfd.; und wichtige Nachrichten aus Amerika werden mit einem Specialtrain auf der Eisenbahn von Liverpool nach London befördert für die Kleinigkeit von 100 Pfd. Die wöchentlichen Gesamtkosten eines solchen Journals betragen so nach 850 — 900 Pfd. und mit allen übrigen Kosten der Instandhaltung der Maschinen, der Capitalverzinsung u. s. w. 1000 Pfd. An den Staat gaben die Times im J. 1842 — 43 an Stempelgebühren nicht weniger als 35,000 Pfd. Der jährliche Aufwand beträgt also ziemlich 100,000 Pfd. für die großen Zeitungen.

Für Fluß- und Seeschiffahrt zeigt sich jetzt immer größeres Interesse, und die Wasserstraßen werden immer mehr als allen Völkern gleichermaßen gehörig betrachtet. Oesterreich läßt neuerdings den Lauf der Donau durch Ingenieure, den Ritter Bi-

rago, untersuchen, um endlich das Bett dieses an Urtiefen und gefährlichen Stellen reichen Stromes für eine regelmäßige Dampfschiffahrt zu reinigen, ein Unternehmen, das nicht nur bedeutende Geldsummen, um die sogenannten eisernen Thore bei Orsowa zu sprengen, sondern auch diplomatische Geschicklichkeit und Energie erfordern dürfte, um die russischen Uebergriffe an der Sulina-Mündung zu zügeln; wahrscheinlicher noch ist die Anlegung eines Canals von Chernawoda nach Kostenbje, zur directen Verbindung mit dem schwarzen Meere. Auch Spanien hegt die Absicht, den Tajo schiffbar zu machen, ein Plan, den die frühere Geistlichkeit mit dem Ausspruche beseitigte: hätte Gott den Tajo schiffbar haben wollen, so hätte er es selbst ausgeführt, so riecht das Unternehmen nach Kegerei und Auflehnung! Für die Meerfahrten endlich bezweckt man die Durchgrabung der Landengen von Panama, Suez und, zur Umgehung des Sundzollens, des südlichen Endes von Schweden.

Anekdote. Die Gräfin Bertrand ward, während der Gefangenschaft Napoleon's, auf St. Helena von einem Knaben entbunden, den sie, wie Mistreß Abell erzählt, dem Kaiser mit den Worten zeigte: „Eure Majestät erlauben mir, Ihnen einen Unterthanen vorzustellen, der es gewagt hat, ohne einen Paß von Sir Hudson Lowe in das Thor von Longwood einzugehen.“ Gewiß lächelte der Gefangene den unbewußten Opponenten des grämlichen Kerkermeister freundlich an.

Neue Hoffnung für Nachahmer und Uebersetzer! Kaum sind die Geheimnisse von Paris und ihre Wiederholungen und Uebersetzungen zu Ende geführt, und schon bringt die Pariser Speculation einen gleich gefährlichen Stoff für deutsche Buchhändler und Uebersetzer zum Vorschein. Noch in diesem Jahre beginnt im Feuilleton des Courrier français der auf 6 Bände berechnete Roman von Francis Trollop (Paul Féval): Les amours de Paris. Wird auch er seinen Kreislauf durch Europa halten?

Sokrates und Bestucheff. „Nicht einmal kostenfrei sterben kann man in Athen,“ lächelte der Philosoph, als er aus seiner Kasse die zu seiner Tödtung bestimmte zu geringe Dosis Gift verstärken lassen mußte; und „weder leben noch ordentlich sterben kann man in diesem unglücklichen Lande!“ ironisirte Bestucheff, als er vom Galgen herabstürzte, zu dem er mit Andern wegen der Militärverschwörung gegen Kaiser Nikolaus im J. 1825 verurtheilt war. 24.

Druck von Carl Ramming
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.